

DOGMATIK

■ FISCHER KLAUS P., *Kosmos und Weltende*. Theologische Überlegungen vor dem Horizont moderner Kosmologie. Grünewald, Mainz 2001. (176) € 19,80.

Das „Ende der Welt“ scheint ein komplementäres Thema von Naturwissenschaft und Theologie zu sein. Der eschatologische Glaube der Bibel spricht in nicht wenigen Texten und Bildern von einem Ende der Welt. Moderne Kosmologien scheinen in unserer säkularisierten Kultur die Leerstelle einstiger religiöser Vorstellungen zu füllen. Auch sie entwerfen verschiedene Modelle und Szenarien sowohl vom Ende des Kosmos im Allgemeinen als auch vom Ende der Erde im Besonderen. Die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen, dass beide Diskurse ineinanderfließen und teilweise falsche Auffassungen sowie problematische Versöhnungen hervorbringen.

K.P. Fischer nimmt diese Verwirrung der Diskurse zum Anlass, eine klärende Untersuchung zum Thema Kosmos und Weltende zu unternehmen. Er versteht seine Arbeit als „Quaestio Disputata“ (7), die er jedoch ausschließlich als Theologe aufgreift, um den Dialog von Theologie und Naturwissenschaft weiterzubringen: „Es wäre mehrfach *notwendig*, Vertreter der physikalischen Kosmologie und der theologischen Eschatologie miteinander ins Gespräch und soweit zu bringen, dass sie einander zuhören und (mehr) Verständnis entwickeln für den je eigenen Erfahrungsbereich – und für die *Welt* – von Kosmologie und Theologie.“ (56) Dass Fischers Buch nicht nur für den Dialog von Wissenschaftlern wichtig ist, sondern ebenso sehr für den in Unterricht und Seelsorge stehenden Praktiker, sei ausdrücklich hier festgehalten. Denn ebendort im Religionsunterricht, in der Predigt, in der Bibelrunde usw. gilt es nicht weniger klar zu machen, dass sich eine objektivierende Rede vom „Ende der Welt“ sowohl naturwissenschaftlich als auch theologisch verbietet.

Fischer entfaltet dieses Anliegen in einem wechselseitig verschränkten Blick auf Theologie und Naturwissenschaft. Er beginnt mit einem Bericht heutiger kosmologischer Modelle vom Ende des Kosmos, unterscheidet davon – entlang der Spekulationen von Teilhard de Chardin und Tipler – ein nicht mit dem Kosmos notwendig zusammenfallen müssendes Ende der Menschheit. Einen ersten Schwerpunkt bilden die bibeltheologischen Kapitel über das Ende der Welt (30–51), über einschlägige eschatologische Texte der Bibel (90–116) wie zum Beispiel Apk 21, Röm 8,19ff. Kol 1 u.a. sowie Erörterungen zum Verhältnis von Weisheit und Eschatologie (117–121). Inner-

halb dieser Reflexionen ist das Thema „Welt-Ende in der Theologie“ (52–89) eingefügt. Das achte Kapitel bildet schließlich eine Art systematisierende Zusammenfassung: „Theologie und Kosmologie“ (122–155).

Die zentrale These, die Fischer vorträgt, lautet: die biblische Rede vom Ende der Welt ist keine kosmologische, keine physikalische Rede. Sie ist heilsgeschichtliche und universal-kosmische Konsequenz der Erfahrung von der rettenden Herrschaft Gottes. Nicht ihre Weltbildaussagen sind Thema der Offenbarung, sondern die Botschaft von Gott als dem Sich-selbst-Mitteilenden. Daher sind kosmologische und theologische Aussagen im Bezug auf die Frage nach dem Ende der Welt keine komplementären Aussagen. Sie befinden sich auf völlig verschiedenen Aussage-Ebenen. Die Bildhaftigkeit vom Ende ist allein Vorstellungsweise über die prinzipielle Unerkennbarkeit der Wirklichkeit als solcher und der Zukunft. Komplementär sind darum Theologie und Naturwissenschaft auf einer anderen Ebene: Sie sind beide Konstrukte von Wirklichkeitsdeutungen von verschiedenen Perspektiven aus.

Fischers Buch, so kann man abschließend resümieren, ist nicht das erste, das diese Thematik aufgreift. Schon Bultmann hatte klargemacht, dass das antike Weltbild nicht Gegenstand der Offenbarung ist. Und doch ist seine *Quaestio disputata* eine wichtige und unverzichtbare. Noch immer spekulieren systematische Theologen von der Versöhnung von Kosmos und Heilsgeschichte, noch immer glauben Kosmologen das Erbe der Theologie antreten zu können, noch immer herrscht im Allgemeinbewusstsein von säkular Gebildeten und frommen Glaubenden ein erschreckend naives Bild vom Status religiöser und naturwissenschaftlicher Rede. Um des Aufbrechens der Naivität populärer Diskurse willen ist Fischers Buch ein wichtiger und klärender Beitrag.

Linz

Franz Gruber

■ SANDER HANS JOACHIM, *nicht verleugnen*. Die befremdende Ohnmacht Jesu. (Reihe GlaubensWorte) Echter, Würzburg 2001. (139) Pb.

Das Büchlein des Salzburger Dogmatikers steht im Kontext eines größeren Projektes. Hans-Joachim Sander und der Kölner Professor für Systematische Theologie, Hans-Joachim Höhn, teilen nicht nur den Vornamen, sondern auch ein theologisches Interesse, das sie zu einer sechs Bändchen umfassenden Reihe mit dem Titel „GlaubensWorte“ motiviert hat: Angesichts der Tatsache, dass die moderne Welt Gott verloren habe und ihn zugleich suche, so der mit Alfred

N. Whitehead formulierte Anstoß der Reihe, haben es sich Sander und Höhn zur Aufgabe gemacht, die klassischen Traktate der systematischen Theologie neu zu „formatieren“ und zwar so, „dass Gott in die Welt kommt, indem er erneuernd zur Sprache kommt“ (6). Ein zweifellos ehrgeiziges Projekt, das sich ebenso den theologischen Traditionsbeständen wie dem Kontext der modernen, das heißt auch dechristianisierten Gesellschaft verpflichtet weiß.

Der vorliegende Band Sanders versucht dieser Programmatik in einer Neuformulierung der Christologie nachzukommen. Sanders Ausgangspunkt ist tatsächlich zeitdiagnostisch: Der Faden, so die von Michel Foucault entliehene Metapher, zwischen den Worten des Glaubens und den Welten des Lebens ist gerissen (11). Die fortschreitende Entfremdung von Moderne und kirchlich verfasstem Christentum nimmt ihren unaufhaltsamen Lauf. Der Autor ist freilich nicht gewillt, die aus dieser Situationsdiagnose entsprungene, in kirchlichen Kreisen dominante Krisenrhetorik zu übernehmen. Er sieht in der Entfremdung von christlichem Glauben und modernem Leben auch die Chance, einer befremdlichen Botschaft des Evangeliums neue Plausibilität zu verschaffen: der befremdenden Ohnmacht des Gottessohnes, Jesus Christus. Damit ist das Leitmotiv entwickelt, das im gut durchkomponierten Büchlein bibeltheologisch und im Schlusskapitel auch dogmenhermeneutisch entfaltet wird.

Die befremdende Ohnmacht der Jesusgeschichte zeigt sich für Sander bereits in den Kindheitsgeschichten Jesu, die das Matthäus- und das Lukasevangelium erzählen. Die Symbolik der Orte, Geschehnisse, Figuren in den ersten Evangelienkapiteln kann Sander unter dieser Perspektive zusammenfassen. Im Lukasevangelium wird zum Beispiel der mächtige Kaiser Augustus typologisch dem hilflosen Kind in der Krippe, welches der wahre Heiland ist, entgegengestellt. Die „Gottesgebärerin“ Maria emanzipiert sich mit ihrer freien Zustimmung zum Inkarnationsgeschehen von den patriarchalischen Machtstrukturen des hellenistischen Kontextes. Die Predigt Jesu vom Reich Gottes konterkariert alle mächtige und gewaltsame Herausführung eines messianischen Gottesreiches. Das Spezifische jesuanischer Sündenvergebung besteht – etwa im Gegensatz zur Umkehrpredigt des Johannes – darin, auf machtgernährte Beschuldigungen zu verzichten. Die Radikalität der Ohnmacht Jesu, aus der heraus nicht einmal zur Selbsterhaltung Macht erwachsen kann, führt Sander in seiner Deutung von Passion und Prozess Jesu vor. Auch die Auferstehung, die allzu leicht als machtvolle Rehabilitation des in seiner Ohnmacht scheinbar

gescheiterten Jesus verstanden werden könnte, bewahrt nach Sander das Stigma der befremdenden Ohnmacht, die in Jesu Kreuzigung offenbar geworden ist.

Sanders Bibeltheologie bewegt sich dabei strikt auf der Deutungsebene. Fragen nach der Historizität berühren seine Interpretationen von den Kindheitsgeschichten bis zu Passion und Prozess Jesu nicht. Ihm geht es angesichts der „nicht zu trennende[n] Verbindung von biographischen Daten und religiöser Botschaft“ (28) um die reine „humane Signifikanz der Berichte“ (17). Dabei bleibt er insofern exegetisch konsequent, als er einzelne Belegstellen in ihren Deutungskontexten, also innerhalb der Grundintentionen des jeweiligen Evangelisten interpretiert.

Auch Sanders Dogmenhermeneutik gehorcht seinem Leitmotiv, der radikalen Ohnmacht Jesu. In dieser Perspektive legt er die „homooousios“-Aussage des Konzils von Nizäa als Gleichstellung der Ohnmacht des Sohnes mit der Macht des Vaters, als die Identifizierung von Gottes Macht mit Jesu Ohnmacht aus. In dieser Linie wird auch die Zwei-Naturen-Lehre des Konzils von Chalcedon gedeutet. Jesus Christus: „Das ist die Person des Sohnes, die Hypostase des allmächtigen Gottes in der Ohnmacht des Menschen“ (123).

Sanders christologischer Beitrag ist – wie die Reihe insgesamt – schon als Gattung wissenschaftlich-theologischer Rede interessant. Mit originellen Interpretationen biblischer Motive und kirchlicher Dogmen, die im Fokus der radikalen Ohnmacht Jesu gut lesbar gebündelt werden, stellt das Werk eine gelungene Mischform aus Bibeltheologie, systematischer Spekulation bis hin zu sprachlich eingängiger Homilie dar. Es handelt sich um einen theologischen Wissenschaftsessay, der die Mentalität unserer Zeit treffen könnte, in welcher das pathische dem durchrationalisierten Reden über Gott und religiöse Inhalte vorgezogen wird.

Aus dieser Perspektive theologischer Zeitgenossenschaft kann man es freilich ein wenig bedauern, dass die Zeitdiagnostik über die kurze Einleitung hinaus nicht weiter entfaltet wird und die „Deutungen der Zeichen der Zeit“ kaum in die christologischen Reflexionen selbst einfließen. Die Metapher des gerissenen Fadens zwischen Leben und Glauben etwa, die so verheißungsvoll zu Beginn des Buches eingeführt wurde, wird nicht mehr explizit aufgegriffen. Damit bleibt es dem Leser, der Leserin überlassen, die Ausgangsthese des Autors selbst zu verifizieren: Das Befremden über die Ohnmacht Jesu „taugt dazu, auch bei gerissenem Faden der Entfremdung von Glauben und Lebenswelt zu wehren“ (12).

Linz

Ansgar Kreutzer